

Matthias Heine

**DUDEN**

# Verschwundene Wörter

180 kuriose Wörter von damals  
und ihre Geschichten



Matthias Heine

# Verschwundene Wörter



Matthias Heine

# Verschwundene Wörter

181 kuriose Wörter von damals  
und ihre Geschichten

Dudenverlag  
Berlin



## Warum Wörter verloren gehen – und doch ewig leben

Jedes alte Wörterbuch ist ein Zwischenreich, in dem unter lauter bis heute lebenden die Geister verlorener Wörter umherspuken. Etwa die Hälfte der Lemmata zu Beginn der Buchstabenstrecke A im »Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart«, das Johann Christoph Adelung zwischen 1774/93 und 1801 veröffentlichte, ist heute in keinem neueren großen Wörterbuch der Gegenwart mehr zu finden – weder im »Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache« aus der DDR noch im gedruckten achtbändigen Universalduden und nicht einmal im überaus umfangreichen Online-Duden.

Die reichhaltige Strecke von Fachbegriffen rund um den *Aalfang*, die Adelung verzeichnet, gibt einen guten Hinweis auf einen der Gründe für den Verlust von Wörtern: Die damit bezeichneten Phänomene und Tätigkeiten existieren nicht mehr oder sind zumindest aus dem Alltag der meisten Deutschsprecher verschwunden. Früher war der fettreiche Aal für viele Menschen ein wichtiges Grundnahrungsmittel, aber mit der Notwendigkeit des Aalfangs verschwand die Notwendigkeit, einen ausdifferenzierten Wortschatz dafür zu haben. Heute braucht kein Mensch mehr Wörter wie *Aalhälter*, *Aalquast* oder *Aalpuppe*, und man staunt, wenn sich *Aalleiter*, *Aalreuse* und *Aalspeer* überhaupt noch in einem allgemeinsprachlichen Wörterbuch finden.

Der Wörterschwund betrifft in gleicher Weise obsoletere oder industrialisierte Handwerkstätigkeiten. Mit der gewerbsmäßigen Weberei verschwand das bei Adelung verzeichnete Wort *abbäumen* für die Tätigkeit, bei der man das fertige Gewebe von einem Baum mit seinem runden, starken Holz, um das es gewickelt worden war, wieder abnahm. Und mit den Veränderungen in der Metallverarbeitung wurde *abäthmen* überflüssig,

mit dem man das Ausglühen von Luftblasen im heißen Eisen bezeichnete.

Ein ganzes Lexikon füllen Berufsbezeichnungen, die heute nur noch als Familiennamen weiterexistieren. Ein *Russe* war ein Flickschuster (nach *Reuß* ›Lederflicken, Schuhflicken‹). Der → *Nachtkönig* leerte nachts die Latrinen. Ein → *Zeidler* war ein Waldimker. Ein → *Ameisler* sammelte Puppen der Insekten, um sie zu verkaufen. In jüngerer Zeit brachten Veränderungen der Berufswelt Wörter wie → *Kommis*, *Tankwart*, *Posamentierer* oder *Fahrstuhlführer* zum Aussterben. Ebenso verschwanden die Institutionen und Mechanismen, mit denen die alten Berufs- und Standesbezeichnungen verbunden waren. Das Wort → *Depositenkasse* in Erich Kästners »Emil und die Detektive« versteht heute kein Kind mehr, und die wenigsten Eltern können es ihm erklären. Was genau ein → *Couponschneider* war, wissen nur noch Spezialisten: ein wohlhabender Mann, der von seinen Aktien lebte.

Dem wirtschaftlichen Wandel, der alte Berufsbezeichnungen verschwinden ließ, gingen oftmals technische Veränderungen voraus. Neue Erfindungen ersetzten etablierte Gerätschaften, Werkzeuge und Maschinen, sodass deren Bezeichnungen ebenfalls überflüssig wurden. Das Tastentelefon überholte die alten Apparate mit *Wählscheibe*, und die Fließbandproduktion ließ in den 1950er-Jahren in Westdeutschland Autos mit Metallkarosserie erschwinglich werden, was den → *Leukoplastbomber* aus Kunststoff vom Markt verdrängte. Veränderte Materialien beim Hausbau machten → *Trockenwohner* entbehrlich, und die industrielle Massenproduktion von billigen Kleidungsstücken untergrub das Geschäftsmodell der → *Monatsgarderoben*.

Doch der Wörterverlust kann noch viele andere Ursachen haben. Soziale und politische Veränderungen führten dazu, dass Titel und Bezeichnungen unverständlich wurden – den → *Rentmeister* kennt man heute noch am ehesten, weil eine Figur in

Fontanes Roman »Der Stechlin« Rentmeister Fix heißt. Auf den *Pedell*, einen Universitätsdiener, der Studenten in den *Karzer*, die Arrestzelle der Uni, schleppen konnte, stößt man nur noch in der Prosa Heinrich Heines und anderen Texten über das akademische Leben im 18. und 19. Jahrhundert. Als → *Hagestolz* wird heute niemand mehr verspottet, weil Ehelosigkeit und/oder Homosexualität nicht mehr als Stigma gelten. Keine Frau will noch als *Fräulein* angedredet werden, weshalb es auch kein *Fräuleinwunder* mehr gibt – ein ursprünglich in den frühen 1950er-Jahren für das US-Magazin »Time Life« geprägter Begriff für die modernen, jungen, westdeutschen Frauen.

Manche dieser Wörter gingen mit dem politischen System unter, dem sie verhaftet waren. Das gilt nicht nur für das offizielle und propagandistische Vokabular. Es traf den *Blockwart*, der bei den Nazis die Volksgenossen überwachte, ebenso wie den mit ähnlichen Aufgaben betrauten *ABV (Abschnittsbevollmächtigter)* in der DDR. Genauso verschwanden Alltagssprachliches und Spöttisches mit dem Staat, in dem sie gängig waren – weder → *Picasso-Euter* noch → *Ochsenkopfantenne* überlebten den realen Sozialismus. Im wiedervereinigten Deutschland wurde der *Groschen* ein Opfer des politischen Wandels – er kam uns mit der Umstellung auf den Euro abhanden. Oft ist der Schwund unspektakulär, langweilig und bürokratisch: Kürzlich wurde das Wort *Pflegestufe* in den Regeln für den Umgang mit pflegebedürftigen älteren Menschen durch *Pflegegrad* ersetzt. Langfristig wird es in Vergessenheit geraten genau wie → *Kriegerwitwe* oder *Rentenmarke*.

Dass Wörter verloren gehen, ist nicht so neu, wie es Sprachpessimisten vielleicht glauben. Die ausgestorbenen Berufsbezeichnungen, die der Linguist Jakob Ebner 2015 in einem Lexikon sammelte, sind nicht erst unter dem planierenden Einfluss des großen Gleichmachers ›Moderne‹ verschwunden, sondern viel früher. Schon im 19. Jahrhundert wussten Menschen nicht

mehr, was Luther meinte, wenn er in seiner Bibelübersetzung von einer → *Schnur* (›Schwiegertochter‹) oder einer → *Pfebe* (›Kürbis‹) sprach. Daher füllte ein Theologe 1844 ein bereits 20-seitiges Büchlein mit der »Erklärung der hauptsächlichsten veralteten deutschen Wörter in Dr. Luthers Bibelübersetzung«.

Martin Luther ist allerdings ein gutes Beispiel für den Einfluss, den einzelne Individuen auf den Sprachwandel und damit auf das Verschwinden und das Fortbestehen von Wörtern haben können. Zwar konnte der Reformator *Schnur* und *Pfebe* nicht dauerhaft in der neuhochdeutschen Schriftsprache etablieren – aber er sorgte dafür, dass wir heute *Adler* statt → *Aar* und *Biene* statt → *Imme* sagen. Dabei ging es ihm nicht bewusst darum, die Sprache zu lenken. Er bevorzugte Ausdrücke, weil er sie für volkstümlicher, weiter verbreitet und überregional verständlicher hielt.

Bewusste Wiederbelebung betrieben andere. Der national gesinnte ›Turnvater‹ Friedrich Ludwig Jahn schlug zahlreiche alte und veraltete Wörter als Verdeutschungen von Fremdwörtern vor – darunter beispielsweise das heute aufgrund seiner NS-Geschichte wieder verpönte *Gau*. Wandervogel und Jugendbewegung gruben Vokabeln wie → *vagieren* wieder aus. Besonders folgenreich machten die Autoren des Sturm und Drang und der Romantik alte, fast ausgestorbene Wörter wieder lebendig, etwa → *potz*, → *frommen* oder → *weidlich*. Wenn diese Ausdrücke dann in die millionenfach in Schulen, Universitäten, Theatern und bildungsbürgerlichen Lesezimmern reproduzierte Sprache der großen Klassiker Goethe und Schiller gelangten, dann wurden sie für die nächsten hundert Jahre Bestandteil der Dichtersprache des 19. Jahrhunderts und bleiben zumindest Gebildeten bis heute bekannt und verständlich – wenn sie auch nicht mehr aktiv gebraucht werden.

»Dichtersprache des 19. Jahrhunderts« ist allerdings in gewisser Hinsicht ein Pleonasmus. Denn das, was heute in den Wörter-

büchern als der Stilebene ›dichterisch‹ zugehörig markiert wird, war fast ausschließlich in älterer Dichtung gebräuchlich – also etwa vom Sturm und Drang bis zu Stefan George. Schon bei Gottfried Benn, Kurt Tucholsky, Mascha Kaléko und Bertolt Brecht findet man diese Wörter kaum noch. Erst recht nicht bei modernen Lyrikern, die das Wort ›Dichter‹ selbst oft als antiquiert empfinden. Die Kategorie ›dichterisch‹ – das ist mir bei der Arbeit an diesem Buch klar geworden – bezeichnet in der Lexikografie eine Sondergruppe des veralteten Wortschatzes. Das gilt in ähnlicher Weise für die Stilbezeichnung ›gehoben‹.

Man mag das Zurückgehen des schönen alten dichterischen und gehobenen Wortschatzes bedauern. Es ist aber kein Indiz für eine Sprachverarmung des Deutschen. Den verschwindenden Phänomenen, für die keine Bezeichnungen mehr notwendig sind, steht eine viel größere Gruppe von neuen gegenüber, für die auch neue Wörter geprägt werden. Deshalb verzeichnen alle großen digitalen Textarchive seit 1900 millionenfache Zuwächse im Wortbestand des Deutschen. Dem stehen nur 2300 Wörter gegenüber, die in den verschiedenen Duden-Wörterbüchern als ›veraltend‹ angezeigt sind; hinzu kommen 5600 als ›veraltet‹ markierte Lemmata sowie eine nicht viel größere Zahl von Vokabeln, die zumindest aus dem Rechtschreibduden mit seinem beschränkten Platz gestrichen wurden. Selbst wenn sich unter den Neuprägungen der vergangenen 125 Jahre viele Eintagsfliegen finden oder es sich um politischen, wissenschaftlichen und verwaltungstechnischen Expertenwortschatz handelt – die Neologismen überwiegen den Schwund.

Dennoch faszinieren verlorene Wörter. Oft löst die Begegnung mit ihnen sogar einen leichten Phantomschmerz aus. Nicht alle sind ›versunkene Wortschätze‹, aber sie alle sind Zeugnisse von Veränderungen und von Geschichtlichkeit. Und sie sind eine Verbindung mit Vergangenheit – mit Bedürfnissen, Lebenswelten,

Träumen und Gefühlen von Menschen, die vor uns gelebt haben. Manche Ausdrücke sind mit großer Literatur verbunden, etwa der erwähnte *Rentmeister* mit Fontane, → *Feinsliebchen* mit den Gedichten Heinrich Heines, → *fallieren* und → *Mesalliance* mit Thomas Manns »Buddenbrooks«. Andere sind sentimentale oder gruselige Erinnerungen an die eigene Jugend oder den Sprachgebrauch der Eltern und Großeltern wie → *Manchesterhose*, → *Nietenhose*, → *Koreapeitsche*, → *Sittenstrolch* oder → *Tippelbruder*. Einige werden schlicht als schön empfunden wie → *Konterfei*, → *Schnurrpfeiferei*, → *Springinsfeld* oder → *Backfisch*. Andere als kurios wie die Berufsbezeichnung → *Kaltmamsell* oder Ausdrücke für soziale Typen wie → *Kohlrabiapostel*, → *Pomadenhengst* oder → *Janhagel*. Wenn ein Autor bewusst solche Wörter in seinem Text verwendet – sei es aus ironischer Absicht, als Schmuck oder als Zeitkolorit –, spricht die Linguistik von »Archaismen«.

In diesem Buch werden 181 solcher Ausdrücke genauer betrachtet. Von Wörtern wie → *peuplieren*, → *Fant* oder → *Bilwiss*, die schon lange außer Gebrauch sind, bis hin zu solchen, die noch bekannt sind wie → *Schupo*, → *Bahnhofskino* oder → *Knabe*, die aber kaum jemand mehr aktiv benutzt. Ausgewählt wurden sie nach Interessantheit, ob sich an ihnen ein Stück Kulturgeschichte erzählen lässt. Jeder Artikel will eine kleine historische Tiefenbohrung sein. Selbstredend ist das Kriterium »Interessantheit« subjektiv. Ich habe allerdings in meinem jahrzehntelangen Berufsleben als Journalist und Autor die Erfahrung gemacht, dass alles, was ein Einzelner interessant findet, auch für viele andere Menschen interessant ist. Wir sind alle nicht so individuell und besonders, wie wir manchmal glauben.

Nicht immer sind für das Verschwinden von Wörtern hochrangige Phänomene wie soziale und politische Umwälzungen, große Erfindungen, wirtschaftliche Umbrüche oder Veränderungen der literarischen Ausdrucksweise verantwortlich. Oft genug

ist nur die Mode Triebkraft für Veränderungen. Der sich in rätselhaften Windungen ergehende Fluss des Sprachwandels spült manche Ausdrücke einfach so fort. Das können wir gerade aktuell beobachten: In jüngster Zeit scheint es, als würde das echt deutsche Wort *Hubschrauber* allmählich durch *Helikopter* verdrängt, und junge Menschen gehen nicht mehr ins *Fitnessstudio*, sondern ins *Gym*. So findet echter Sprachwandel ganz unauffällig statt. Gegen Wörter wie → *traun*, → *inkommodieren*, → *pardauz* oder → *Eidam* hatte nie eine Gleichstellungsbeauftragte protestiert, keine Minderheit hatte sich von ihnen diskriminiert gefühlt, und sie waren keiner untergegangenen Technik, keinem Beruf und gesellschaftlichen System unauflösbar eng verbunden gewesen. Doch trotzdem benutzt sie kaum noch jemand – es sei denn, er will seinem Text einen betont altmodischen Anstrich geben oder seine sprachliche Individualität durch gesuchte Vokabeln hervorheben.

Das geschieht übrigens häufiger, als man denken würde. Kein Wort ist jemals völlig verschwunden, solange es noch bei alten Autoren steht, in Dialekten verwendet wird oder aus Urkunden hervorgekramt werden kann. Solange eine Sprache lebt, kann im Prinzip jedes Wort, das einmal in ihr existierte, wiederbelebt werden. Das gilt theoretisch sogar für schon lange pergamentifizierte mittelhochdeutschen Wortschatz wie *lützel* (›wenig‹) oder *Zagel* (›Schwanz‹). In jüngerer Zeit bescherte die Unterhaltungsindustrie mit ihren Büchern, Filmen und Computerspielen beispielsweise Wörtern wie *Oger* (›Menschenfresser‹), → *Mahr*, → *Bilwiss* oder → *Drude* eine kleine Renaissance.

Das wahre Reservat, in dem die ›veralteten‹ und ›veralten‹ Wörter weiterleben wie die Dinosaurier auf dem tropischen Hochplateau in Arthur Conan Doyles Roman »Die vergessene Welt«, sind aber die Medien unterhalb der Hochliteratur, in denen kreativ mit Sprache umgegangen wird. Während der

Recherchen für dieses Buch stellte ich fest, dass die große Mehrheit der in diesem Buch aufgezählten ›verschwundenen‹ Wörter in Zeitungen immer noch gelegentlich verwendet werden – und hier wiederum vor allem im Feuilleton. Letzteres ist doppelt begründbar: Feuilletonschreiber sind einerseits häufig belesene Menschen, denen auch ältere Literatur noch vertraut ist, andererseits stehen sie unter größerem Originalitätsdruck als Autoren im Wirtschafts-, Politik- oder Sportressort. Sowohl Leser wie Feuilletonistenkollegen erwarten, dass über kulturelle Phänomene in einem variationsreichen Stil geschrieben wird. Die Ironie, mit der man dann zugleich andeutet, dass man sich der Antiquiertheit der eigenen Wortwahl durchaus bewusst ist, macht es möglich: Hier kann eine Hose noch ein → *Beinkleid* sein und eine Prostituierte noch eine → *Kokotte*, hier wird noch → *inkommodiert* und → *karessiert*, hier werden noch → *Alfanzereien* getrieben und → *Brosamen* aufgelesen. Aber nicht nur im klassischen Feuilleton tauchen vermeintlich ›verlorene‹ Wörter überraschenderweise noch auf. Selbst in einem Podcast wie »Gemischtes Hack« hört man ein Wort wie → *Konterfei*, obwohl die beiden Podcaster Tommi Schmitt und Felix Lobrecht völlig unverdächtig sind, irgendeinem kulturellen Snobismus zu frönen.

Ein derartiges Comeback wird den zu Beginn genannten Fachwörtern aus der Aalfischerei, die im Adelung stehen, wahrscheinlich nicht vergönnt sein, aber im Prinzip kann jedes Wort ewig leben – sogar *Aalhälter*, *Aalquast* oder *Aalpuppe*. Es müsste sie nur jemand in ein erfolgreiches Buch, einen Film oder ein Computerspiel einbauen. Conan Doyles Roman, in dem die Dinosaurier im Amazonasgebiet weiterleben, heißt im Original »The Lost World«. Das Wort ›lost‹ entwickelte in den vergangenen Jahren einen speziellen Zauber. ›Lost Places‹, also verlassene und heruntergekommene Häuser, wurden zu einem Massenphänomen in Popkultur und Internet. Warum sollten ›lost words‹ nicht

genauso ein Kult werden? Im englischsprachigen Raum sind sie es unter jener Bezeichnung längst.

Allerdings sollte man sich genau überlegen, wo man alte Wörter einsetzt und wo nicht. Am falschen Ort kann man nicht nur unangenehme Situationen heraufbeschwören, weil die Angesprochenen sich vielleicht ungebildet fühlen. Es kann auch ganz konkret peinlich werden. Als ich im Kaufhaus Lafayette in Berlin einmal eine Verkäuferin nach einem *Vatermörder* fragte – also einem Hemd mit Stehkragen –, sah sie mich misstrauisch und verständnislos an. Noch schlimmer erging es dem Freund, der sich bei einer jungen Frau im Edeka nach *Ochsenschwanzsuppe* erkundigte – heute werden die Ochsenschwänze nur noch in Gulaschsuppe oder Rindfleischsuppe verwurstet. Er konnte eine Anzeige wegen sexueller Belästigung gerade noch abwenden.



## Aar

Für dieses Wort müsste in den Wörterbüchern der Hinweis ›nur in Kreuzwortsrätseln‹ eingeführt werden. Denn dort flattert der *Aar* noch allgegenwärtig herum, während dieses ehemalige Dichterswort in der modernen Literatur außer Gebrauch gekommen ist. Zu den Letzten, die es noch ernsthaft verwendeten, gehörten NS-Schriftsteller wie Hans Friedrich Blunck oder Werner Schultze von Langsdorff alias Thor Goote. Nach 1945 tauchte es noch ein paar Mal als Zitatwort auf. Wolfgang Koeppen leistet sich im Roman »Das Treibhaus« ein Wortspiel mit dem Fluss Ahr und dem Tier Aar. Über einen »Burgundertraubenwein von der deutschen Ahr« sinniert der Abgeordnete Keetenheuve: »Wer begleitete ihn, von Schultagen her, breitete seine Fittiche über ihn, zeigte den scharfen Schnabel, die räuberischen Krallen? Der deutsche Aar.« Dann war das Wort erledigt – zum zweiten Mal. An seine Stelle trat vollständig der *Adler*, der eigentlich nur ein ›Edelaar‹ ist – so die Bedeutung des im Mittelhochdeutschen aufgekommenen Falkner-Wortes *adelar*. Wahrscheinlich ist Luther, der *Adler* bevorzugte, dafür verantwortlich, dass jenes Wort sich gegen Aar durchsetzte. Bis ins 16. Jahrhundert blieb *Aar* dann immerhin noch für kleinere Greifvögel wie Milan, Sperber und Weihe in Gebrauch. *Sperber* beziehungsweise seine mittelhochdeutschen Vorgängerformen *sparwære*, *sperwære* und *sperbære* bedeuteten ursprünglich ›Sperlingsaar‹, weil diese Art Kleinvögel wie etwa Sperlinge erbeutet. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde *Aar* dann in der Sprache der Dichtung wiederbelebt. Wie → *Leu* war es nicht nur wegen seines altdeutschen Klanges, sondern auch als praktisch kurzes, einsilbiges Reimwort willkommen. Einer der Ersten, die es wieder nutzten, war der ungemein einflussreiche Schweizer Literaturtheoretiker Johann Jakob Bodmer. In seinem Fabelgedicht »Die Schnecke, der Adler und die Krähe« reimt er:

Die Schnecke hatte sich tief in ihr Haus gezogen;  
Da kam ein starcker Aar geflogen.  
Der fasset sie mit seinen Klauen an,  
Er zweifelt, was es sey; als auf denselben Plan  
Gleich eine Krähe kömmt, und zu ihm saget: Höre,  
Die Schaal ist guter Speise voll:  
Doch folgest du nicht meiner Lehre,  
Geniessesst du sie nimmer wohl.  
Flieg auf, und schwinge dein Gefieder;  
Dann wirff mit Macht die Schnecke nieder.  
Zerbrich die Schaal und glaube mir  
Du hast dann Speise nach Begier.  
Die Krähe lehrt den Adler so.  
Deß ward die Schnecke gar nicht froh.  
Er warf sie und ihr gantzes Haus  
An einen Stein, es brach, sie fiel heraus.  
Die Krähe nahm der Beute wahr,  
Fuhr zu, und aß sie vor dem Aar.

Um 1800 war der *Aar* dann im hohen Ton allgegenwärtig, am prominentesten in Goethes »Faust«:

Frau Victoria,  
Mit ihrem weißen Flügelpaar,  
Sie dünkt sich wohl sie sei ein Aar.

Als die Moderne den epigonalen Gebrauch der Klassikersprache aufgab, begann jedoch der erneute Sinkflug des Wortes.

## Advokat

Einer der größten Fortschritte der westeuropäischen Geschichte in den vergangenen 1000 Jahren war die Verrechtlichung des Lebens. Vorher basierte die Rechtsprechung vor allem auf lokalen Gewohnheiten. Das änderte sich allmählich, als im späten Mittelalter zunächst an der italienischen Universität Bologna das schriftlich fixierte römische Recht wiederentdeckt wurde und anhand von Schriften wie dem spätantiken »Corpus Iuris« Juristen ausgebildet wurden. Das Bewusstsein, dass es abstrakte Rechtsnormen gibt, breitete sich dann im ganzen lateinischen Europa aus und wurde selbst auf Phänomene übertragen, die von den Römern noch nicht juristisch behandelt worden waren. Parallel dazu bildete sich ein Berufstand von Fachleuten aus, die diese Rechte kannten und sie interpretieren konnten. Bei der Organisation frühmoderner Staatlichkeit waren sie unentbehrliche Spezialisten.

Im Spätmittelhochdeutschen kam für solche Experten die aus dem lateinischen *advocatus* (Rechtsbeistand) entlehnte Berufsbezeichnung *Advokat* auf. Die *Advokaten*, die in Städtechroniken des 13. Jahrhunderts genannt werden, waren aber noch nicht Rechtsanwälte im heutigen Sinne. Sie waren vor allem zuständig für die Rechtsberatung außerhalb der Gerichtsverhandlungen sowie für das Abfassen von Schriftsätzen. In der Übersicht »Gerichtlicher Process des geschriebenen Rechts« des Juristen Petrus Termineus wird das Wort 1584 erklärt: »Ein advocat ist der den parteihen in ihren sachen rath gibet, ihnen dieselben fürt, doch nicht mündlich, sondern schriftlich.« Den mündlichen Prozess führte der *Prokurator*. Erst in der frühen Neuzeit fielen beide Funktionen zusammen, und juristische Vertreter jeder Art wurden nun *Advokaten* genannt. In der Neuzeit gehörten *Advokaten* ähnlich wie wohlhabende Kaufleute zur Oberschicht, etwa in den Städten.

Da das abstrakte moderne Recht für viele Menschen undurchschaubar war, wurde *Advokat* häufig abwertend gebraucht. Johann Fischart prägte im 16. Jahrhundert das Wort *Schadvocat*. In den »Drei Erznarren« klagt Christian Weise 1673 über einen Richter, der in Komplizenschaft mit den Anwälten die Prozessgebühren erhöht und das Verfahren in die Länge zieht: »Item, er hält etliche Advocaten auf der Streu, die müssen ihm jährlich etliche hundert Gülden geben.« In der Satire »Ein Schock Phantasten« (→ *Schock*) wird 1700 über den »Process-Narr« gewitzelt, der sich vorstellt:

Ich führ Proceß schon lange Jahr  
Davon mir wachsen graue Haar!  
Der Richter nimmt sein Deputat  
Das Recht verkehrt mein Advocat.

Ähnlichen Erfahrungen ist der seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts belegte *Winkeladvokat* zu verdanken. Das allmähliche Verschwinden des Wortes wird im »Deutschen Fremdwörterbuch« erklärt: »Seit dem 19. Jh. im Zuge des Übergangs vom römischen zum deutschen (bürgerlichen) Recht kraft amtlicher Sprachregelung als offizielle Berufsbezeichnung zunehmend durch die Ausdrücke *Rechtsanwalt* oder *Anwalt* abgelöst (so seit 1804 in bayerischen, seit 1849 in preußischen Verordnungen, 1877 in der Strafprozessordnung des Deutschen Reichs und bes. 1878 in der Rechtsanwaltsordnung).« Nur in Österreich und in der Schweiz habe sich dieser Prozess länger hingezogen. Heute wird das Wort nur noch übertragen im Sinne von ›Fürsprecher‹ verwendet oder um die lange Tradition des Anwaltsberufs zu betonen.

## Afterglaube

Als um die Jahrtausendwende Film- und Musicalproduzenten begannen, nach Premieren zu *Aftershowpartys* einzuladen, konnten sich die Angeschriebenen ein gelegentliches maliziöses Lächeln nicht verkneifen. Sie wussten schon, dass es dort nicht darum ging, sich gegenseitig den nackten Po zu zeigen, aber die Vorstellung war doch erheiternd. Ähnliche absurde Assoziationen kommen heute auf, wenn man in alten Texten auf Wörter wie *Afterbildung*, *Afterglauben*, *Afterweisheit* und *Afterlogik* stößt. Sie alle leiten sich aber nicht vom männlichen Substantiv *After* (▷Darmausgang, Anus◁) her, sondern von einem Adverb oder einer Präposition, die in germanischen Sprachen zeitliche oder räumliche Nachrangigkeit ausdrücken konnten. Die ältesten Belege stammen aus dem Gotischen (*aftaro*) und aus frühen Runeninschriften (*after*). Heute kennt man vor allem das englische Adverb *after* (▷nach im zeitlichen Sinne, später◁), aber im frühen 20. Jahrhundert gab es hierzulande noch das Wort *Aftermieter* (▷Nachmieter◁).

Zudem entwickelte sich im Deutschen aus der Vorstellung, dass eine Sache zeitlich später auftritt, die Möglichkeit, mit *After* als erstem Bestandteil in Wortzusammensetzungen Zweitrangigkeit oder Falschheit auszudrücken. So ist *Afterglaube* ein seit dem 16. Jahrhundert nachweisbares Synonym für *Aberglaube*. Johannes Nas droht 1570 in seinem katholischen Brevier »Handbüchlein Des klein Christianismi« über das Erste Gebot »Du solst [...] nicht frembde Götter neben ihm haben«:

Wider das Gebott sündiget man/ [...] so man mit Afterglaube/  
Zaubereyen/ Schwartzkünsten/ Wundsegen/ Unsichtig machen/  
Wetter bannen/ Unhold fürchten/ in Traume/ die händ beschawen/  
Natiuitet [altes Wort für Geburtshoroskop, mh] machen/  
vnnnd dergleichen lumpenwerck vmbgehet [...].

# Inhalt

<b>Warum Wörter verloren gehen – und doch ewig leben</b>	5	Bratkartoffelverhältnis	45
Aar	15	Brosamen	46
Advokat	17	Couponschneider	47
Afterglaube	19	Depositenkasse	49
Alfanzerei	20	dermaleinst	50
Ameisler	22	dero	50
Anstandsdame	23	Domestik	52
Augenglas	25	dräuen	53
ausgepowert	26	Drude	55
Backfisch	27	dünken	56
Bahnhofskino	28	Eidam	58
Bänkelsänger	30	Elektrische	59
Base	32	Elektronengehirn	60
begaben	33	Engelmacherin	62
begäffeln	35	Enkel	64
Beinkleid	36	entschlagen	65
Beutelschneider	37	erlaucht	66
Biafrakind	38	fallieren	68
Bierverleger	40	Fant	69
Bilwiss	41	Feinsliebchen	71
Blaustrumpf	43	Fidibus	75
		Filmbühne	76

Fisimatenten 77  
Flatterie 78  
Freudenmädchen 79  
frommen 80  
fürbass 82  
Gassenhauer 83  
Gauch 85  
Gazette 86  
gelahrt 88  
Gemächt 89  
gemütskrank 91  
Gesichtserker 92  
Gesinde 94  
Gespons 95  
gleisnerisch 97  
Goldfinger 98  
Griffel 99  
Grimmen 100  
Hagestolz 101  
Häusler 103  
Hautevolee 104  
Heiermann 105  
heischen 106  
heiße 108  
Henkelmann 108  
Herzensergießung 109  
Hornung 111  
huldreich 112  
Imme 114  
inkommodieren 115  
Jagdschein 117  
Janhagel 118  
Jeremiade 120  
Jungfer 121  
Kaltmamsell 124  
Kanaille 125  
Kapaun 127  
karessieren 128  
Kebse 129  
Klafter 131  
Knabe 132  
Kohlrabiapostel 135  
Kokotte 137  
Kolonialwaren 139  
Koloradokäfer 140  
Kommis 142

Konterfei 143  
Koreapeitsche 145  
Kossäte 146  
Kriegerwitwe 147  
Kujon 148  
Laban 150  
Laffe 151  
Lebedame 152  
Leu 153  
Leukoplastbomber 155  
Liebediener 156  
Liederjan 158  
Mahr 159  
Managerkrankheit 160  
Manchesterhose 162  
Materialist 164  
Mau-Mau-Siedlung 165  
Mesalliance 166  
Metze 168  
Milchgeschwister 169  
Minna 171  
Monatsgarderobe 172  
Mores 174  
Muhme 175  
Mummenschanz 176  
Musensohn 177  
Nachtkönig 179  
nasführen 180  
Nietenhose 181  
Nissenhütte 183  
Oberstübchen 184  
Ochsenkopfantenne 185  
Oheim 186  
Ohrenbläser 187  
ondulieren 188  
Onkelehe 189  
Ottomane 190  
parbleu 192  
pardauz 193  
Pennal 194  
peuplieren 195  
Pfebe 197  
Picasso-Euter 197  
Pomadenhengst 199  
Postillon d'Amour 200  
potz 201  
poussieren 202  
Quacksalber 204

Rabattmarke 205  
Rentmeister 207  
Rumor 208  
Sapperlot 209  
Schamverletzer 211  
Schniepel 212  
Schnur 214  
Schnurrpfeiferei 215  
Schock 216  
Scholar 217  
Schultheiß 219  
Schundliteratur 220  
Schupo 222  
selbdritt 223  
Selbstbefleckung 225  
siech 226  
Sittenstrolch 227  
Skribent 229  
Sommervogel 230  
Spezereien 232  
Springinsfeld 234  
Stelldichein 235  
Tippelbruder 237  
traun 238  
Trockenwohner 240  
Unterschleif 241  
Unzucht 243  
Urning 244  
vagieren 247  
verjunkerieren 248  
vermaledeit 250  
Verschnittener 252  
Vettel 254  
vexieren 256  
Viktualien 257  
wacker 259  
Wasserstoffblondine 260  
weidlich 261  
Zähre 262  
Zeidler 265  
Zetermordio 266  
Zinnober 268  
Zipperlein 270  
Zuchthäusler 27

**Ausgewählte Literatur und  
Quellen 278**

# Ausgewählte Literatur und Quellen

- Adelung, Johann Christoph: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, Ausgabe letzter Hand, Breitkopf: Leipzig 1793–1801. <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung>
- Bayerische Staatsbibliothek (Hrsg.): Münchener Digitalisierungszentrum. Digitale Bibliothek mit Handschriften, Drucken, Musikalien, Karten, Fotografien, Zeitungen und Zeitschriften aus den Beständen der Bayerischen Staatsbibliothek. <https://www.digitale-sammlungen.de/de>
- Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache. <https://www.deutschestextarchiv.de/>
- Dies. (Hrsg.): DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. Das Wortauskunftssystem zur deutschen Sprache in Geschichte und Gegenwart. <https://www.dwds.de/>
- Deutsches Zeitungsportal. Historische Zeitungen von 1671 bis 1994. Subportal der Deutschen Digitalen Bibliothek. <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/newspaper>
- Dudenredaktion (Hrsg.): Duden – Das Fremdwörterbuch. Unentbehrlich für das Verstehen und den Gebrauch fremder Wörter, 13. Auflage, Dudenverlag: Berlin 2023.
- Dudenredaktion (Hrsg.): Duden – Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache, 6. Auflage, Dudenverlag: Berlin 2020.
- Dudenredaktion (Hrsg.): Duden online. Onlinewörterbuch. <https://www.duden.de/>
- Dudenredaktion (Hrsg.): Versunkene Wortschätze. Wörter, die uns fehlen werden, Dudenverlag: Berlin 2016
- Ebner, Jakob: Wörterbuch historischer Berufsbezeichnungen, De Gruyter: Berlin/Boston 2016.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch, Hirzel: Leipzig 1854–1984. <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB>
- Dies.: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften der DDR in Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neubearbeitung, Hirzel: Leipzig/Stuttgart, 1983–2018, 9 Bde.: A–F. <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWBz&lemid=A00001>
- Institut für deutsche Sprache (Hrsg.): Deutsches Fremdwörterbuch. Digitale Zusammenfassung der 1913 von Hans Schulz begründeten, von Otto Basler fortgeführten und von Alan Kirkness et al. bis 1988 vollendeten ersten Auflage und der seit 1990 am Institut für deutsche Sprache in Mannheim entstehenden komplett überarbeiteten Neuaufgabe. <https://www.owid.de/wb/dfwb/uebersicht.html>

Kluge, Friedrich: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold, 25., durchgesehene und erweiterte Auflage, De Gruyter: Berlin/Boston 2011.

Paul, Hermann: Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. 9. vollständig neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne und George Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kämper-Jensen. Niemeyer: Tübingen 1992.

Pfeifer, Wolfgang et al.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, 2. Auflage, Akademie-Verlag: Berlin 1993. <https://www.dwds.de/d/wb-etymwb>

Pischon, Friedrich August: Erklärung der hauptsächlichsten veralteten deutschen Wörter in Dr. Luthers Bibelübersetzung, Trowitzsch und Sohn: Berlin 1844

Trübners Deutsches Wörterbuch. In Zusammenarbeit mit Max Gottschald und Günther Hahn. Herausgegeben von Walther Mitzka. Begründet von Alfred Cötze, De Gruyter: Berlin 1939-1957. 8 Bde.

Wasserzieher, Ernst: Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Werner Betz. Dümmler: Bonn 1974.



**Matthias Heine**, 1961 geboren, ist seit 2010 Kulturredakteur der »Welt« in Berlin. Zuletzt erschienen von ihm im Dudenverlag die Titel »Kraus. 500 Jahre deutsche Jugendsprache« (2021), »Kaputte Wörter? Vom Umgang mit heikler Sprache« (2022), »Kluge Wörter. Wie wir den Bildungswortschatz nutzen können – und wo seine Tücken liegen« (2024) und »Verbrannte Wörter. Wo wir noch reden wie die Nazis – und wo nicht« (2019, 2025).

**Redaktion:** Dr. Laura Neuhaus

**Layout und Satz:** L 101 Mediengestaltung

**Umschlaggestaltung:** Robert Grill, München

**Umschlagabbildungen:** viktoriya89/stock.adobe.com (Papier);  
suman/stock.adobe.com (Füller)

**www.duden.de**

**www.cornelsen.de**

1. Auflage, 1. Druck 2025

© 2025 Cornelsen Verlag GmbH, Mecklenburgische Str. 53, 14197 Berlin,  
E-Mail: kundenservice@duden.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Der Anbieter behält sich eine Nutzung der Inhalte für Text- und Data-Mining im Sinne § 44 b UrhG ausdrücklich vor.

Das Wort **Duden** ist für die Cornelsen Verlag GmbH als Marke geschützt.

Druck und Bindung: H. Heenemann, Berlin

ISBN 978-3-411-74000-0

Auch als E-Book erhältlich unter: 978-3-411-91412-8



**PEFC zertifiziert**

Dieses Produkt stammt aus nachhaltig  
bewirtschafteten Wäldern und kontrollierten  
Quellen.

[www.pefc.de](http://www.pefc.de)